

**Stephan Quensel: Das Elend der Suchtprävention.** *Analyse – Kritik – Alternative, Wiesbaden 2004 (VS Verlag für Sozialwissenschaften), 358 S., 29,90 €*

Verschiedenste Kritikpunkte an suchtpräventiven Maßnahmen sind seit längerer Zeit bekannt, auch wenn sie in erstaunlich geringem Ausmaß auf Resonanz stoßen. Man hat demnach zu fragen, ob „das Elend der Suchtprävention“ neue Sichtweisen eröffnet. Um die Antwort gleich zu geben: Nach der Lektüre des Buches von Stephan Quensel wird derjenige, der sich in der Präventionskritik auskennt, nicht unbedingt neue Erkenntnisse gewonnen haben. Aber die Lektüre der vorgestellten Thesen ist gleichwohl produktiv und wärmstens zu empfehlen. Die Auseinandersetzung, die das Buch mit seiner klaren Positionsbestimmung gegen bestehende Reflexionslosigkeit provozieren will, lohnt sich.

Quensel geht insbesondere nationalen und internationalen schulischen Präventionsprogrammen gegen den Konsum psychoaktiver Substanzen nach. Die Grundlage seiner Präventionskritik bieten wissenssoziologische und professionstheoretische Perspektiven, wobei Professionsbezüge eher allgemein als Verwobenheit verschiedener Professionen in das, im Foucaultschen Sinne so benannte, „Sucht-Dispositiv“ (S. 116) behandelt werden. Es dominiert der Versuch, aus einer kritischen Sicht das Wissen zu hinterfragen, das der Suchtprävention zugrunde liegt. Damit verbunden wird die nicht unkomplexe Aufgabe übernommen, neben der Präventionskritik auch eine Kritik des gängigen Verständnisses von legalem und illegalem Drogenkonsum wie von Sucht zu formulieren.

Die Basis legt das erste Kapitel, in dem Quensel im Detail nachweist, dass Suchtprävention *nicht wirkt*. Am Anfang steht „das Scheitern der Prävention“ (S. 24). Die zum Teil recht deutlichen Stellungnahmen basieren auf einer gründlichen Aufarbeitung der Kenntnisse um die fehlenden, kontraproduktiven oder höchstens kurzfristigen Erfolge der Programme. Das Verdikt der gegenwärtig vorherrschenden Suchtpräventionslogik gründet auf einer genauen Ausdifferenzierung ihrer (insbesondere am Beispiel des Kompetenzansatzes) problematischen Effekte sowie einer defizitären Evaluations- und Darstellungspraxis.

Im umfangreichen zweiten Kapitel wird das Gegenteil des ersten belegt: Suchtprävention *wirkt* – nicht im Sinne ihrer expliziten Zielsetzungen, aber hinsichtlich der Konsolidierung des international dominierenden pathologisch-punitiven Verständnisses von und des Umgangs mit Drogen, Sucht und Konsumenten als *hidden curriculum*. Neben empirisch erfassbaren Zielsetzungen, die die Suchtprävention offenkundig verfehlt, zielt sie erfolgreich auf eine Reproduktion des Dispositivs.

Die folgenden drei Kapitel verorten die Suchtprävention auf verschiedenen Ebenen: Kapitel drei argumentiert auf einer gesellschaftlichen Makroebene,

indem Prävention im Generationenkonflikt die latente Funktion attestiert wird, Herrschaftsverhältnisse zu stabilisieren, hegemoniale Kulturen zu stärken und Identitätsformen zu strukturieren. Drogenpolitik wird als „Kampfmittel“ (S. 163) zur symbolischen Ein- und Ausgrenzung verstanden. Kapitel vier diskutiert das mesosoziale Thema der Peergroup, das in vielfältigen suchtpreventiven Variationen dazu ermuntert, Einfluss auf Jugendgruppen auszuüben. Dass entgegen der Präventionslogik die experimentellen Verwender von Drogen durchschnittlich kein höheres Ausmaß psychischer Auffälligkeiten zeigen, sondern im Gegenteil die Abstinente ebenso wie die massiv Konsumierenden Hinweise auf Problemlagen geben, zitiert Quensel (S. 181ff.) mit Recht. Die Widersinnigkeit einer Präventionsbotschaft, die auf dauerhafte oder wenigstens verzögerte Abstinenz setzt, wird damit weiter bestärkt, allerdings auf Kosten gewisser Unschärfen in der Argumentation. Gegen die Peerorientierung der Prävention wird angemahnt, Jugendliche und schon Kinder zeigten eine „aktive Rolle“ (S. 176; s.a. S. 138) bei der Wahl von Gruppenmitgliedschaften. An späterer Stelle wird hingegen der besonderen symbolischen Bedeutung von Drogenkonsum im sozialen Nahraum nachgegangen. So weist Kapitel fünf, das sich der mikrosozialen Ebene der Identitätskonstruktion von Jugendlichen durch Zuhilfenahme von Drogen widmet, nach, welche Dynamik sich gerade innerhalb und zwischen Gruppen entwickelt, indem Drogen als Mittel der Identitätsdarstellung und -gewinnung genutzt werden. In diesem Zusammenhang trete auch eine „Anpassung“ (S. 210) auf, durch die die aktive Wahl einer Gruppenzugehörigkeit konterkariert werde. Die Ausrichtung der Prävention auf Peergruppen kann demnach nicht ganz falsch sein, da sie auch nach Ansicht des Autors der entscheidende – soziokulturell eingerahmte – Schlüssel zum Verständnis jugendlicher Drogenexperimente sind. Man kann dann zwar die aktive Rolle der Betroffenen bei ihrer Identitätskonstruktion betonen – aber was, wenn es letztlich zur Anpassung an die Gruppe kommt bzw. sich die „Wucht *gruppendynamischer* Prozesse“ (S. 232) auswirkt?

Eine ähnliche Schwierigkeit der Abgrenzung zeigt sich bei dem Begriff „Risiko“. Quensel lehnt den aktuellen Risikodiskurs ab, wo er medizinisch geprägt ist, einseitig die Sicht der Erwachsenen widerspiegelt, eine „high risk population“ identifiziert oder jugendliche „sensation seeker“ (S. 142) im Sinne Zuckermans anhand eines Persönlichkeitswesenszuges ausmacht. Dennoch wird Drogenkonsum als Akt der „Risiko-Balance“ (S. 218) gesehen und als Aktivität rekonstruiert, die im Zusammenhang mit kultureller Problemverstärkung „nicht unerhebliche Risiken“ (S. 235) birgt.

Um so bedeutsamer ist es, die Rahmung zu bedenken, die Quensel in positiver Hinsicht gegen die Suchtprevention fordert. Die angestrebte Drogen-erziehung soll ein alternatives, kritisches Verständnis von Drogenkonsum bestärken. Sie zielt auf Drogenmündigkeit Jugendlicher (als „Nah-Ziel“; Kapitel acht) und auf „gegenseitiges Verständnis, Toleranz und Solidarität“

(als „Fernziel“; Kapitel neun). Im Kern setzt beides eine Orientierung an den positiven Seiten und soziokulturellen Dimensionen von Drogenkonsum voraus. Wie Quensel (S. 273) mit Barsch fordert, hat Drogenerziehung Genuss- und Kritikfähigkeit anzuleiten. Zugleich soll eine „aktive Toleranz“ (S. 284) die jugendlichen Drogenexperimente als Teil ihrer Identitätsentwicklung ernst nehmen. Und schließlich ist der kulturelle „Gesamtzusammenhang“ (S. 290) zu berücksichtigen, der einen entdramatisierten und aktiv-toleranten Umgang mit Drogenkonsum ermöglichen soll. Dies ist nicht genuin neu, aber es wird eine tragfähige selbstreflexive Restrukturierung suchtpreventiver Maßnahmen angedeutet. Sie müssen, wie Quensel im Resümee ausführt, damit beginnen, das „gemeinsame ‚sokratische‘ Gespräch mit den Jugendlichen“ (S. 313) zu suchen.

Um dies einzulösen, sind Quensels Vorgaben wichtig, aber nicht ausreichend. Einiges bleibt ungesagt: Es wäre z.B. genauer zu fragen, wo die Grenzen der geforderten „aktiven Toleranz“ liegen, da Quensel nicht alle Formen von Drogenkonsum tolerieren will und von Problembezügen einiger Konsumenten ausgeht, die sich interaktiv zur Sucht hochschaukeln können. Diese Trennlinien werden in dem Buch nicht deutlich genug sichtbar, und so ist die Gefahr gegeben, Toleranz entweder zu einer Leerformel zu stilisieren oder sie in – leider nur kursorisch als Warnung genannte (S. 314) – gouvernementale Führungsstrategien einzubauen. Dies gilt um so mehr, als die Drogenerziehung erstaunlich hohe Ansprüche erfüllen soll: Selbst als Fernziel scheint es sehr anspruchsvoll, durch sie eine tolerante und solidarische Gesellschaft (mit-) zu konstituieren. Auch dass beispielsweise angedacht wird, „integrierte Gesamtschulen, Ganztagschulen, kleine Schulklassen und zweifach besetzte Klassenlehrer-Positionen“ (S. 243) zu fördern, ist begrüßenswert – aber kann dies zu Recht im Rahmen einer strukturellen Drogenerziehung postuliert werden?

Man muss hier weiter diskutieren. Es wäre im Einzelnen eine Auseinandersetzung mit den erwähnten Konzepten Empowerment, emanzipatorische Jugendarbeit und Gesundheitsförderung zu leisten, um zu sehen, was eine entsprechend ausgerichtete Drogenerziehung tatsächlich zu leisten vermag. Insofern der Querdenker (S. 308) Quensel diese Diskussionen provozieren will, ist sein Anliegen voll zu unterstützen.

*Bernd Dollinger, Bamberg*